

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 10

Artikel: Warum sprechen Ihre Kinder nicht schweizerisch? :
Erziehungsprobleme einer Auslandschweizerfamilie
Autor: Ebner-Golder, Roswitha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079300>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Warum sprechen Ihre Kinder nicht schweizerisch?

Erziehungsprobleme einer Auslandschweizerfamilie

Von Roswitha Ebner-Golder

«Wie wollt ihr eigentlich eure Kinder zu rechten Schweizern erziehen bei eurem Zigeunerleben? Die können ja nirgends Wurzeln fassen!» Diese vorwurfsvolle Frage, die wir bei unserem Heimataufenthalt wiederholt zu hören bekamen, gab mir zu denken.

Unbeschwert von derartigen Problemen waren wir vor neun Jahren als junges Ehepaar ins Abenteuer gezogen, als meinem Mann eine Stelle in der Nähe von Trujillo, Peru, angeboten wurde. Wir meinten, unser kleiner Stefan müsste nie im fernen Land zur Schule gehen, denn am Ende unseres Fünfjahresvertrages würde er als Erstklässler in die Schweiz zurückkehren. Doch das Leben auf dem andern Kontinent sagte uns zu, und statt in die Schweiz zurück zogen wir nach Lima – mit Stefan und seinen inzwischen zur Welt gekommenen Brüdern Christoph und Manuel – und blieben dort zwei Jahre.

Anschliessend lebten wir anderthalb Jahre in Minneapolis, USA, dann wurde mein Mann von seiner Firma nach New Orleans versetzt und schliesslich nach Mexico City geschickt, wo wir nun seit einem halben Jahr wohnen.

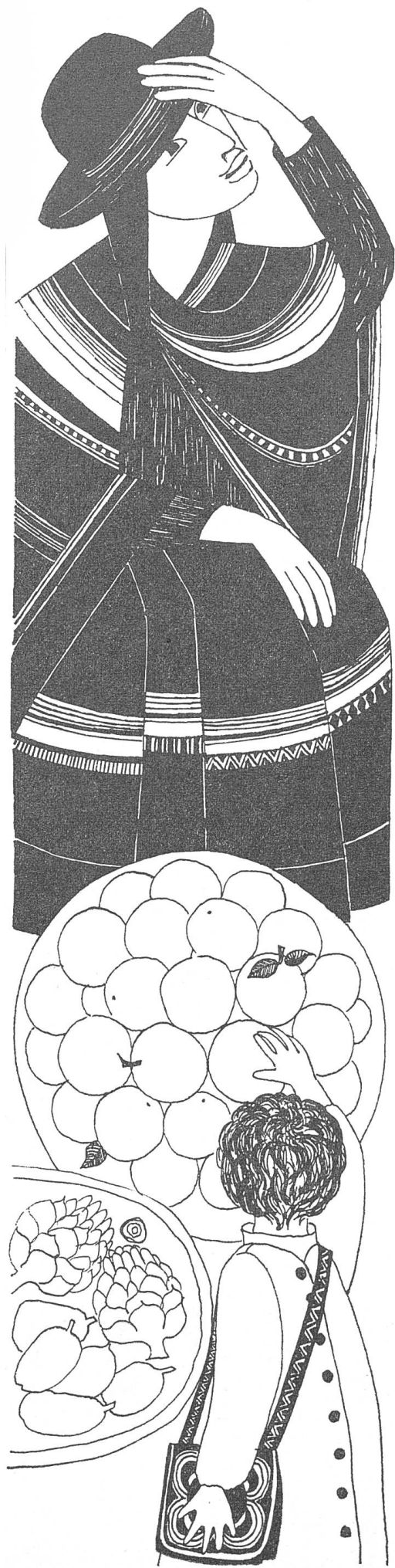
Trotzdem wehre ich mich gegen die Bezeichnung «Zigeunerleben»; wir blieben doch jahrelang am gleichen Ort und zwar nicht abgesondert in einem Zigeunerwagen, sondern möglichst integriert in unsere Wohngemeinde. Gerade hierin sah ich eigentlich meine Hauptaufgabe: Meinen Kindern zu helfen, so rasch wie möglich am neuen Ort Wurzeln zu schlagen – indem ich mich selber möglichst positiv dazu einstellte, und indem ich vorwiegend die Sprache des Gastlandes

sprach, auch mit den Kindern, die sie auf diese Weise rasch lernten.

Das Sprach- und damit verbunden das Schulproblem ist wohl für viele Auslandschweizerfamilien die härteste Knacknuss. Unser Ältester begann erst mit drei Jahren zu sprechen, dann aber kategorisch Spanisch. Wir liessen ihn gewähren, denn das Schweizerdeutsch, das mein Mann und ich zusammen sprachen, verstand er ebenfalls. Sagte ich zum Beispiel «Dr Schtefan sött is Bett», dann reklamierte er sofort: «No tengo sueño!» (Ich bin nicht müde!)

Während es die Peruaner sehr schätzten, dass wir ihre Sprache der unsrigen gleichwertig betrachteten, wurden wir von unseren deutschen Nachbarn heftig kritisiert. Dass wir von den Kindern nicht verlangten, den skurilen Schweizerdialekt zu sprechen, begriffen sie ja gut, aber richtiges Deutsch müssten sie doch vor allem andern lernen! Auch die Lehrer der Schweizerschule in Lima empfahlen uns, zu Hause mit den Kindern Schriftdeutsch zu sprechen. Ich half mir, indem ich ihnen viel Hochdeutsch vorlas und wir dann zusammen Hochdeutsch über das Gelesene sprachen – auf diese Weise empfand ich das mir als Umgangssprache wenig vertraute Deutsch als nicht ganz so unnatürlich.

In die USA kamen wir zu Beginn der Sommerferien, und dank der vielen Freundschaften, die unsere Buben sofort mit den Nachbarskindern schlossen, konnten sie bei Schulanfang dem englischsprachigen Unterricht folgen. Bald sprachen sie auch unter sich und mit uns nur noch Eng-



lich, was von der Schule ausdrücklich gewünscht wurde. So staunten denn unsere Verwandten in der Schweiz, als wir in die Ferien kamen: Bei unserem ersten Urlaub hatten sie die Kinder als südamerikanische Halbwilde erlebt, die nur spanisch sprachen, und diesmal brachten wir waschecht wirkende Amerikaner mit!

«Why don't your children speak Swiss?» wird man als Auslandschweizer gelegentlich gefragt und damit genötigt, ein kleines Kolleg über die vier schweizerischen Landessprachen zu halten. «Schweizerisch» reden können wir unsere Kinder nicht lehren, doch schweizerisches Gedankengut geben wir ihnen trotzdem mit, meist unbewusst und eher durch unser Verhalten als durch Theorien. Die Liebe zur Heimat ist ihnen geblieben und damit verbunden ein überraschendes Mass an Nationalstolz. Unser Stefan sang jeweilen mit überzeugender Lautstärke «I'm glad I'm not an Ameri-

can», während seine amerikanische Klasse genau das Gegenteil zum Ausdruck brachte.

Natürlich schmücken wir unsere Wände mit Bildern aus der Schweiz, und wir freuen uns zusammen an Briefen, Photos, Zeitschriften und Büchern aus der Heimat. Dabei ver falle ich aber nicht mehr in den Fehler, den ich in der ersten Zeit in Trujillo machte: Das Heimweh liess mich die Schweiz derart idealisieren, dass meine Kinder dann beim ersten Heimaturlaub bitter enttäuscht waren. Gewöhnt an ein ungebundenes Leben im Freien, mussten sie sich nun plötzlich an einen grosselterlichen Haushalt anpassen, drinnen spielen, leise sein, ungewohntes Essen und eine fremde Sprache akzeptieren. Trotzdem erinnerten sie sich nachher mit Sehnsucht an vieles, was ihnen grossen Eindruck gemacht hatte: an den ersten Schnee ihres Lebens, an Ausflüge in die Berge, an die elektrische

Eisenbahn, an das Telefon, das in Peru ein Luxus für Privilegierte ist.

Einen bewussten Versuch, meine Buben zu Schweizern zu erziehen, mache ich eigentlich nicht. Ich bemühe mich, sie zu anständigen und eigenständigen Menschen werden zu lassen, wie man sie auf der ganzen Welt braucht. Dabei sollen sie spüren, dass gerade in Lateinamerika eine gewisse Verpflichtung darin liegt, Schweizer zu sein, da unsere Vertrauenswürdigkeit hier in hohem Ansehen steht. Als wir uns in Mexico City für eine Wohnung entschieden, sagte der Hausbesitzer: «Von einem Mexikaner würde ich ein Depot verlangen, da sie Schweizer sind, genügt ihre Unterschrift.»

Unsere Buben zur Ehrlichkeit zu erziehen war aber gerade in südamerikanischer Umgebung nicht immer leicht. Die Peruaner sind überaus kinderliebend, und wenn gar ein Kind blond und blauäugig ist, darf es tun,

Echtes Silber erfreute sich seit je besonderer Wertschätzung. Silber lebt von der wohltuenden Form, von den zauberhaften Lichteffekten und verkörpert gesellschaftliche Tradition. Auch heute schaffen die

Werke der Silberschmiede die intime Sphäre, die unsere Herzen erfreut.

Wir beraten und bedienen Sie gerne



Modell «Acanthus»

MEISTER SILBER

8001 ZÜRICH, BAHNHOFSTR. 33.
TEL. 25 27 29

was es will. In Trujillo ging Stefan in den Kindergarten, und jedermann kannte ihn, wenn er am Morgen in der vorgeschriebenen weissgestärkten Ärmelschürze über den Marktplatz stiefelte. Eines Tages hatten es ihm die schönen grossen Orangen angetan, die seine Mutter selten kaufte, weil die kleinen ebenso saftig, aber billiger waren. So stellte er sich vor den Stand, erzählte der Marktfrau von einem seltsamen Vogel, der eben dort oben vorbeifliege, und mauste unterdessen eine Orange. Die Geschichte erreichte uns viel später auf Umwegen, denn der Händlerin wäre es nicht eingefallen, sich zu beklagen – im Gegenteil, sie fand den «gringito vivo» köstlich, den pfiffigen kleinen Weissen. «Vivo» muss man eben sein in Peru, wenn man weiterkommen will...

Wenn unsere Buben doch eine typisch schweizerische Eigenart von uns mitbekommen, dann ist es eine demokratische Einstellung zum Mitmenschen. So haben wir zum Beispiel in Peru darauf geachtet, dass sie sich den Dienstboten gegenüber nicht als kleine Señores aufspielten (wie das bei peruanischen Kindern durchaus üblich ist). So erzählte mir eine Nachbarin entsetzt, mein Dienstmädchen habe einem meiner Buben eine Ohrfeige gegeben – und war noch entsetzter, als ich erklärte, das sei mit meiner Erlaubnis geschehen.

Wir halten uns zwar von der Lokalpolitik des Gastlandes möglichst fern; doch in New Orleans liess mir das Gewissen keine Ruhe, bis ich der Tageszeitung einen bösen Brief geschrieben hatte gegen einen Artikel, der für Beibehaltung der Rassentrennung in den Schulen eintrat. Unsere Kinder waren zwar noch zu klein, um dieses Problem wirklich zu erfassen; zum mindesten aber war in unserem Haus das abschätzige Wort «nigger» tabu, das die Nachbarskinder und deren Eltern ständig im Munde führten. Ich bedauerte nur, dass wir uns bei der Wohnungssuche naiv und ahnungslos in einen hübschen Vorort führen liessen, der sich dann als beinahe «lilienweiss» erwies. So fanden wir kaum

Kontakt mit schwarzen Amerikanern, die in unserer Umgebung ausschliesslich als Dienstboten, Abwarte und Schulbus-Chauffeure auftraten.

Um so mehr schätzen wir es nun, in Mexico City die Buben in die Schweizerschule schicken zu können, die von ihrem Direktor bewusst zu einem Ort der Begegnung Schweiz-Mexiko gemacht wird, indem zu gleichen Teilen Kinder von Mexikanern und von Ausländern aufgenommen werden. Mir scheint, die Schweizerschulen haben einen wichtigen Anteil an unserem guten Ruf in Südamerika und leisten durch die Erziehung einheimischer Kinder eine sehr wirkungsvolle Entwicklungshilfe. Ich wundere mich deshalb, dass sie – im Vergleich zu den deutschen Schulen etwa – vom Mutterland finanziell recht stiefmütterlich behandelt werden, so dass es für Schweizer Lehrer oft ein beträchtliches materielles Opfer bedeutet, hier zu unterrichten.

Wie wir nach der Primarschule unsere Buben weiter ausbilden wollen, darüber haben wir uns noch nicht den Kopf zerbrochen. Wir sind uns aber bewusst, dass wir unsere Kinder wohl weniger lange bei uns zu Hause haben können, als sesshafte Bürger. Deshalb unternehmen wir so viel wie möglich mit ihnen zusammen und geniessen die Jahre, wo wir das können.

Natürlich ist es bei unserem Wanderleben besonders wichtig, dass die Kinder sich in der Familie wirklich zu Hause fühlen. Damit meine ich nicht, dass ich sie verhätschle und abhängig mache – im Gegenteil: Sie sind selbständiger und selbstsicherer als Kinder, die nie gezwungen waren, ihren Lebensrhythmus zu ändern und neue Freunde zu suchen. Zur Illustration eine kleine Episode aus unserem letzten Heimaturlaub: Bei einem Verwandtenbesuch in Basel gingen wir alle miteinander in den Zoo – und verloren dort Manuel, unsern damals sechsjährigen Jüngsten. Mit Hilfe von Polizei-Scheinwerfern suchten wir bis in alle Nacht hinein vergeblich den Zoo ab und kehrten schliesslich ziemlich verzweifelt zur Wohnung unserer

Verwandten zurück. Um halb zehn kam Manuel seelenruhig anmarschiert. Er hatte den halbstündigen Heimweg nach etlichem Suchen, gemütlichem Herumstehen und Beobachten selber gefunden. «Als wir heute morgen zur Tante fahren, sind wir doch immer den Wegweisern ‚France‘ gefolgt, und so habe ich es auch gemacht...»

Ich glaube, unsere Buben erleben trotz und vielleicht auch wegen unseres häufigen Ortswechsels eine glückliche und reiche Kindheit. Trotzdem zeigen sie einen starken Drang nach Sesshaftigkeit: Der Wunschtraum unseres Ältesten ist es, einmal einen Bauernhof in der Schweiz zu besitzen. Und Christoph, sein Bruder, wünschte sich zur letzten Weihnacht ein Zelt. «Weisst du, damit ich immer ein Dach über dem Kopf habe, wie mein eigenes Schneckenhaus...»



FLEUROP- INTERFLORA

vermittelt Ihnen
Blumen
in alle Welt